Die Bedeutung des Friedens im Osten für Deutschland

und die politischen Ziele der Entente

(Stand vom 24. März 1918)

Von

Generalkonsul Dr. Lettenbaur

Vortrag, gehalten auf den Bezirkspressebesprechungen in Köln, Karlsruhe, Hannover, Leipzig und Danzig vom 15.—24. März 1918

Kriegspresseamt + Berlin 1918

940.91321
L569b

Je weiter die Entwicklung der Dinge fortschreitet, desto weniger und desto mehr läßt sich über die Bedeutung des Friedens im Osten sagen —

desto weniger, weil viele Verhältnisse klar geworden sind, die bisher noch im dunkeln lagen (Ratifizierung des Friedens; die Geschicke von Kurland und Litauen nehmen Form an; Verweis auf die Reichskanzlerrede vom 18. März) —,

desto mehr, weil die Bedeutung dieses weltgeschichtlichen Ereignisses uns täglich mehr und mehr zum Bewußtsein kommt. Auch den Gegnern.

Herr Lovat Fraser, der bekannte Leitartikler der „Daily Mail" (Harmsworth), schreibt unter dem 11. März:

„In den vergangenen drei Wochen hat Deutschland seine Größe, seinen Einfluß und seine Hilfsquellen verdoppelt. Es hat eine Veränderung durchgemacht, wie sie die Welt in den letzten 500 Jahren nicht erlebt hat."

Und der englische Finanzminister Bonar Law zeichnete die Lage in seiner letzten Budgetrede lakonisch mit dem vielsagenden Wort:

„Was in Rußland geschehen ist, verbessert die Lage unserer Feinde sehr."

Die Engländer sind im allgemeinen dem Vertuschungssystem abhold. Sie gehen von der Voraussetzung aus, daß ein gesundes und starkes Volk auch Widerwärtigkeiten und Rückschlägen ins Gesicht sehen muß, wenn anders es dagegen aufkommen will; auf der anderen Seite kennen sie die Wirkung der siegesgewissen Zuversicht und lassen von der Suggestion einer optimistischen Darstellung nur dann, wenn die Tatsachen ihr allzu grausam ins Gesicht schlagen würden.

Was also im gegenwärtigen Zeitpunkt über die durch die Gestaltung der Dinge in Rußland veränderte Lage von so prominenten Stellen zugegeben wird, muß wohl seine Richtigkeit haben.

Das Unerwartete ist eingetreten. Der Begriff Rußland als einer bedrohlichen kriegerischen Gewalt der Ostflanke des Deutschen Reiches existiert nicht mehr.

Worin lag die Gefahr dieses Riesen als Nachbar für das Deutsche Reich? In seinen imperialistischen Tendenzen und seiner Unberechenbarkeit. Dem Machtwillen der russischen Politik hatten, mindestens seit Katharina II., die Nachbarstaaten sich zu unterwerfen oder doch Rechnung zu tragen in allen Regelungen ihrer eigenen Angelegenheiten. Rußland war es, dessen Eingreifen im Zeitalter der Revolutionskriege die Physiognomie Europas mindestens ebenso beeinflußt hat, wie die kriegerischen Ereignisse, die aus der französischen Revolution ihren Ursprung nahmen. Die Zentralisierung ungeheurer Macht bei einem kleinen, jeder Verantwortung baren Kreis von führenden Männern an der Newa war von einer solchen wuchtenden Schwere, daß es, mathematisch gedacht, kein Gegengewicht gegen den Druck zu geben schien und friedsame Nachgiebigkeit in vielen Fällen die einzige Rettung war.

Bei all der, namentlich von Bismarck — nicht nur aus sentimentalen Rücksichten —, sorgsam gepflegten „traditionellen Freundschaft" mit Rußland ist kein Berufener damals wohl je die Empfindung losgeworden, daß die Abhängigkeit, die auch in freundschaftlichen Wechselbeziehungen vielfach vorkommt, nicht auf der russischen, sondern auf der deutschen Seite war. Unglücklicherweise trat Mitte der neunziger Jahre jene Schwenkung ein, die unseren Nachbarkaloß in das Gefolge der französischen Rückeroberungsideen brachte und damit in eine Stellung, die wir mit dem besten Willen nicht mehr als eine freundschaftliche ansehen konnten. Es würde viel zu weit führen, hier in Einzelheiten zu gehen. — Genug, wir hatten mit einem Feinde zu rechnen, der das gewaltigste Heer auf die Beine bringen konnte, das die Welt jemals in einer Hand vereinigt gesehen hatte, und dessen Koalitionsverhältnis zu Frankreich und später (wie man wohl vorausahnen durfte) zu England ihm den Kredit und die finanzielle Kriegsunterstützung im unbeschränkten Maß verbürgte. —

Wo ist die Macht, die damals, als es zum Kriege kam, uns bedrückte, heute geblieben? Das Heer ist aufgelöst, das Kriegsmaterial und die Krieger vielfach in unseren Händen, der Kredit zerstört.

Könnten wir rückschauend aus einer Epoche, wie sie unseren Kindern beschieden sein mag, die Gewalt dieses Zusammenbruchs vollauf fassen, ich glaube, der Eindruck würde den Sturz der größten Reiche, die die Weltgeschichte kannte, noch verblassen machen. —

Es ist nicht meine Aufgabe, über die militärischen Wirkungen dieses Zersetzungsprozesses zu sprechen. Was die politischen betrifft, so müssen wir doch mit einigen Worten auf die Ursachen zurückgehen, die zu dieser Umwälzung führten, um sie richtig zu würdigen.

Die russische Umwälzung ist das Produkt verschiedener Faktoren.

Teils von innen, teils von außen wurde der Hebel angesetzt, der dieses gewaltige Reich aus seinen Fugen brachte. Der Revolutionsgedanke war seit dem Scheitern der Umsturzbewegung vom Jahre 1905 nicht mehr zur Ruhe gekommen. Ohne jene treibenden Kräfte, die nach den Mißerfolgen des russisch-japanischen Krieges auf eine radikale Aenderung der Staatsform abzielten, aber damals nicht zum Ziele gelangten, wäre die Umwälzung in unseren Tagen ebensowenig erfolgt, wie ohne die furchtbaren Hammerschläge, mit denen das ruhmreiche deutsche Heer unter Hindenburgs und Ludendorffs genialer Führung den Widerstand der Militärgewalt zertrümmerten, die immer noch mächtig war, jeden Aufruhrversuch im Keime zu ersticken. Der Krieg hatte die Unzufriedenheit bis zum Ueberfieden geschürt; die Mißerfolge auf dem Schlachtfeld hatten die Dynastie im Zarenreich ihres Ansehens beraubt; der Mangel, der allerorts einriß und in dem schlecht organisierten und noch schlechter verwalteten Reich als Gespenst der Hungersnot vor die Augen der Millionen trat, hatte die letzten Schranken niedergeworfen, die die Autorität im Staate noch behauptet hatte. Das alles hätte aber wohl für sich allein noch nicht hingereicht, um eben jene Folgen herbeizuführen, wäre nicht der Wunsch der revolutionären Massen, den Krieg um jeden Preis beendet zu sehen, mit einer Idee zusammengestoßen, die klugerweise von seiten der Sieger — und das sind wir — gewertet und in die rechten Bahnen gelenkt wurde. Wir leben nicht nur im Kampf der Waffen, sondern auch im Kampf der Ideen; auch diese müssen für uns gewertet werden.

Es ist die Friedensidee, die Deutschland mit dem Selbstbewußtsein und der Kraft des Stärkeren schon im Dezember 1916 ausgegeben hatte, die das deutsche Volk guthieß, die langsam, aber sicher im Osten eindrang. Was nützt es, wenn die Staatsmänner der Entente, wenn die Herren Sonnino, Clemenceau oder die englischen Minister erklären, daß auch sie den Frieden *wünschten*, daß sie ihren Ländern keinen Tag länger den Krieg zumuteten, als unbedingt nötig sei! Meine Herren, das sind Redensarten, die man so oder so auslegen kann. *Wir* stehen auf einer solideren, unzweideutigen Grundlage. Wir haben erklärt, mit allem Nachdruck und Gewicht, daß wir zum Frieden *bereit* seien, daß wir bereit seien, uns mit den Gegnern zusammen an den Verhandlungstisch zu setzen, und unsere Gegner wissen, daß wir das nicht tun mit dem Beginnen, zu überbieten und um zu feilschen, sondern daß wir, um mich kaufmännisch auszudrücken, *feste Preise haben*. Wir lassen uns auch beim

Worte nehmen, aber bisher hat es von den Westmächten noch keine getan; sie haben es nicht gewagt.

Selbst für den Fall, daß das Friedensangebot von damals fehlschlug, daß „die zum Frieden ausgestreckte Hand ins Leere griff", war man sich dessen voll bewußt, daß die Friedensbereitschaft mit Fernwirkung begabt sei, und guter Zuversicht, daß diese Fernwirkung nicht ausbleiben werde. Diese Zuversicht und Geduld haben sich gelohnt.

Wäre der in unserem Friedensangebot geborgene Gedanke nicht in die russische Welt gedrungen, so ist nicht abzusehen, was die Partei Miljukow und später Kerenski, die am Traktat von London festhielt und noch immer die Geschäfte der Entente besorgte, aus dem Sattel gehoben hätte. Die Bolschewisten mußten an das Ruder kommen, wenn anders jener Uebergang vor sich gehen sollte, dessen Frucht Waffenstillstand und der Friede im Osten geworden ist. Sie waren es, die den Anhängern der Koalition die Waffen aus der Hand wanden, sie waren es, die die berüchtigten, die ganze aggressive Politik der Entente bloßlegenden Geheimtelegramme der Oeffentlichkeit preisgaben; nur dadurch aber hatte jene Oeffentlichmachung annexionistischer Bestrebungen ihre Wirkung, daß man wußte, daß von der anderen Seite keine gewaltsamen Annexionen angestrebt wurden; und nur auf diesem Wege, über die mühseligen und wahrlich nicht erquicklichen Verhandlungen mit den Vertretern der bolschewistischen Propaganda, sind wir zu dem Zustand gelangt, der uns heute um so viel freier aufatmen läßt, als zu irgendeiner Zeit während des ganzen Krieges! Noch einmal mußte die bewaffnete Macht das Schwert erheben, mit dem bekannten Erfolg, ehe es wirklich zum Frieden kam; die glänzenden Leistungen unserer Truppen auf dem Eil- und Siegesmarsch durchs Russenreich haben noch einmal die ganze deutsche Unwiderstehbarkeit geoffenbart; der Zersetzungsprozeß aber war in letzter Linie eine Folge von Ideen, die dahin geführt haben, daß, wie ein französischer Schriftsteller unlängst in einer Revue klagend ausführte, „dieselben Truppen, die einstmals mit Holzknüppeln bewehrt einem bis an die Zähne bewaffneten Gegner entgegengeworfen werden konnten, von nun an nicht mehr gegen den Feind zu bringen waren".

Wie sind nun die Folgen dieser Entwicklung im Osten politisch zu bewerten?

Der Krieg ist liquidiert; der Zweifrontenkrieg ist für uns zu Ende; die Blockade, mit der man uns erdrosseln wollte, ist gebrochen. Das ist unseren Feinden schmerzliche Gewißheit geworden.

Wird der Friede von Dauer, wird die Zergliederung des russischen Kolosses von Bestand sein? Werden wir mit den Völkern einzeln in Frieden und in Freundschaft leben können, die in ihrer Gesamtheit in den letztvergangenen Dezennien für uns eine Gefahr und eine Bedrohung waren?

Die Wahrscheinlichkeit spricht dafür, daß Völker, die jahrzehnte- und selbst jahrhundertelang von Fremden regiert wurden, beherrscht von einer Schicht, die ihrer eigenen Kultur, ihrer Ueberlieferung, ihrem religiösen und ethischen Empfinden fremd war, wenn sie von diesem Druck befreit worden sind, nicht gerne freiwillig unter ein Joch zurückkehren, das ihnen durch eine Fügung des Geschicks abgenommen worden ist. Nicht zu übersehen ist auch, daß der Grundgedanke der Selbstregierung auf demokratischer Grundlage, einmal aufgenommen, prinzipiell gegen einen Wiederzusamenschluß der jetzt getrennten Völker zu sprechen scheint.

Finnland war seit seinem Zusammenhang mit Rußland innerlich diesem Herrscherreiche fremd geblieben. Die Russifizierung hat in diesem Lande stets erbitterten passiven Widerstand gefunden. Wie auf Irland, so hat man auch auf Finnland die allgemeine Heerespflicht nicht auszudehnen gewagt. Seine Bevölkerung neigt nach Sprache und Lebensgewohnheiten mehr zu Schweden, von dem es im Jahre 1809 abgetrennt worden war.

Die Schreckensherrschaft des in seinen letzten Zuckungen dort noch hausenden russischen Regiments dürfte das übrige dazu tun, um eine Sehnsucht nach der Wiedervereinigung dieses Landes mit St. Petersburg zu ersticken. So kann man die neue finnländische Republik, deren Bestand wir und so ziemlich alle Staaten, mit Ausnahme von England und Amerika, anerkannt haben, aus inneren Gründen getrost als einen Staat ansehen, der nicht mehr die Tendenz besitzt, sich mit dem Russenreich zu vereinigen. Zu noch schöneren Hoffnungen berechtigten die baltischen Provinzen Litauen und Kurland, die, wie der Herr Reichskanzler in seiner Rede bemerkt hat, enge militärische, wirtschaftliche und politische Beziehungen zu Deutschland anstreben.

Polen ist ein großes Fragezeichen. Es wäre vermessen, heute mit irgendeinem Anrecht auf Autorität hierüber Zukunftsbilder zu entwerfen. Hier kann nur auf die Zielrichtung verwiesen werden, die nach dem Worte des Herrn Reichskanzlers ist: „in den neugeschaffenen Polen einen friedlichen, freundlichen Nachbarn für alle Zeiten herzustellen."

Wir rechnen nicht mit der Dankbarkeit der Völker; es wäre ein politischer Fehler, dies zu tun. Aber wir rechnen mit Stimmungen, wie sie dieser Krieg stärker vielleicht in

die Menschenseele geprägt hat als irgendeiner vor ihm, mit dem Abscheu gegen die kriegerische Ausnutzung friedlicher, ackerbautreibender Völker, wie es die Bewohner der Ukraine in erster Linie sind, und können daher uns nur schwer vorstellen, daß es der Wunsch jenes neuen Staatengebildes sei, sich wieder von aggressiven Tendenzen mißbrauchen zu lassen. Können wir dazu verhelfen, die Schäden zu heilen, die der Krieg bei den Völkern der Ukraine und den übrigen Randvölkern geschlagen hat — und wir sind im Warenaustausch in erster Linie dazu imstande und bereits auf dem Wege dazu —, so dürfen wir hoffen, daß bei den hier in Betracht kommenden Völkern auf absehbare Zeit die Tendenz überwiegt, in die Wirklichkeit umzusetzen, was unsere Worte in Artikel 1 des Friedensvertrages verlautbaren: „Wir sind entschlossen, gegenseitig fortan in Frieden und Freundschaft miteinander zu leben."

Alle Kombinationen, die hinsichtlich des weiteren Getrenntbleibens der russischen Staaten oder ihres eventuellen Wiederzusammenschließens gemacht werden, ruhen heute noch auf unsicherer Basis. Eines ist sicher: das alte Russenreich ist zerfallen, und sollte es sich wieder zusammenfinden, so scheint es sein geschichtlicher Ruf zu werden, das Antlitz mehr nach Osten als nach dem Westen zu kehren.

Gegen ein bedrohliches Wiederzusammenfinden des alten Russenreichs sprechen aber zunächst gewichtige Gründe.

Zerrüttet ist Rußlands Agrarwirtschaft, seine Transportwirtschaft; zerrüttet sind seine Finanzen. Der Staatsbankerott steht so drohend vor der Tür, daß einsichtige Leute damit rechnen, daß er kommen muß. Auch das Menschenmaterial ist in einem selbst für dieses ungeheure Reich fühlbaren Maße vermindert, da angenommen werden muß, daß das Russische Reich im ganzen 25 Millionen Menschen durch alle Zufälligkeiten des Krieges zusammen verloren hat. Der Aufschwung, den Rußland nach dem russisch-japanischen Kriege genommen hat, darf nicht wieder in Aussicht gestellt werden. Damals hatte das Land in seinem Innern so gut wie nicht gelitten. Außerdem war dieser Aufschwung aber ein trügerischer gewesen, weil das große Finanzdefizit des Reiches durch Anleihen nach außen gedeckt wurde; zudem hatte aber die Steuerkraft nicht annähernd in dem Maße gelitten wie jetzt, wo durch die Kriegsschäden aller Art und die Umwälzung infolge der sozialen Neuerungen die Steuerkraft des Landes sozusagen ruiniert ist. An einen baldigen Wiederaufbau der russischen Finanzen darf daher nicht gedacht werden, und schon damit

fällt eine der Möglichkeiten, die Rußland wieder befähigen würde, sich in Kriege zu stürzen, in sich zusammen.

Waren es die sozialen Tendenzen, die auf das Regierungs- und Staatsgefüge zersetzend gewirkt haben, scheinen jene nationalen Tendenzen, die wir im Auferstehen der einzelnen fremdstämmigen Reiche verkörpert sehen, ihre zentrifugale Wirkung zu zeigen.

Wir müssen daran festhalten, daß wir in dem Zeitpunkt, in dem wir in Waffenstillstands- und Friedensverhandlungen mit Rußland treten konnten, tatsächlich nicht ein einiges Rußland, sondern bereits getrennte, von nationalen Aspirationen durchdrungene, selbständige Staaten uns gegenüber hatten, mit denen wir zu verhandeln hatten. Der Zeitpunkt, zu dem wir mit einem einigen Rußland zu einem Sonderfrieden kommen konnten, ist nicht verpaßt worden, sondern war nicht vorhanden. Die Ereignisse haben gelehrt wie schwankend der Thron des Zaren in den Tagen bereits war, in denen man in der Person des Ministers Stürmer an die Möglichkeiten eines Sonderfriedens denken mochte, so daß es uns heute unglaubwürdig erscheinen muß, daß der Selbstherrscher aller Reußen gegen die Gewalten, die ihn stürzten (Miljukow, Kerenski), einen solchen Akt hätte vornehmen können, der ein Abschwenken von der Entente und dem Vertrag von London bedeutete. Die Stunde war hierzu noch nicht reif. Der Gedanke an den Sonderfrieden war unter Kerenski, wie wir bereits gesehen haben, noch ebenso unmöglich, wie er unter der Herrschaft des Zaren gewesen wäre. Der Bolschewismus mußte erst kommen, um den Boden aufzuwühlen, aus dem der Friedensgedanke sprießen konnte.

Es kann uns, wie ich in diesem engen Kreise bemerke, nur erwünscht sein, wenn die Bolschewikiregierung sich noch länger behauptet; denn es unterliegt wohl keinem Zweifel, daß dank ihrem Auftreten und dem Walten ihrer Anhänger sich die Gegensätze noch verstärken, die die Ukraine jetzt von Großrußland scheiden. Ja, man wird sich fragen können, was werden die Großrussen eher vergessen: den Frieden mit uns, der nach den Trotzkischen Winkelzügen unter Einsetzung der bewaffneten Macht herbeigeführt werden mußte, oder den Hilferuf und die Anklagen, die die Ukrainer bei den Mittelmächten erhoben haben, um von den Klagen des Bolschewikiregiments befreit zu werden?

Die Geschichte lehrt, daß die fremde Hilfe auf Anruf noch eher in ähnlichen Fällen dem Hilfeleistenden als dem Hilfesuchenden verziehen worden ist. Die Ungarn haben weniger den Russen gegrollt als den Oesterreichern, die die Russen herbeiriefen. (1849 Vilagos, Görgey.)

Die Pflege unserer Beziehungen zur Ukraine darf nicht nur gewinnbringende wirtschaftliche Zwecke verfolgen, sondern muß auch recht wesentlich auf die Förderung und Ausgestaltung der gegenseitigen Sympathien gerichtet sein. Eine vorsichtige Politik wird diesen Posten in erster Linie mit in die Rechnung stellen. Nicht nur, daß er uns dazu verhelfen wird, unmittelbare Vorteile aus dem Nachbarlande zu ziehen, wird seine Werbekraft, wie wir hoffen, sich auch auf die übrigen selbständig gewordenen Staaten des russischen Reiches erstrecken. Diese werden gewahren, wie man mit dem Feind von gestern wieder auf friedlichen Wege verhandeln, Geschäfte treiben und in Gedankenaustausch leben kann, und werden, vor die Wahl gestellt, ob sie diesem Kurs nachfolgen oder wieder auf den Kriegspfad zurückkehren sollen, von dem in Rußland eigentlich niemand mehr etwas wissen will, schwerlich lange schwanken, welchen Weg sie wählen sollen.

Ich komme nun zu den Kriegszielen und Plänen, die unsere Feinde noch immer verfolgen.

Mir scheint, daß uns am heutigen Tage, am 24. März 1918, diese Kriegsziele wenig mehr zu bedrücken brauchen. Wir wollen uns aber auch keinen Täuschungen hingeben.

Es mag in allen Feindesländern noch so viele Kriegsmüdigkeit und noch so viel Wunsch zu einer verständigen Liquidierung des Krieges vorhanden sein, — die politischen Leiter der Geschicke in den einzelnen Staaten haben jedenfalls ihre öffentlich kundgegebenen Kriegsziele kaum geändert und ihre Kriegsentschlossenheit nicht vermindert.

Die Agressivziele der Ententevölker, deren Kenntnis wir den Umstürzlern an der Newa verdanken, und die so herausfordernd klingen, daß sie die Ohren der Menschheit von heute nicht mehr gut ertragen (Konstantinopel, linkes Rheinufer usw.), werden ja nicht mehr aufrechterhalten; immer noch sind es jedoch Annexionsziele, die öffentlich verkündet und vertreten werden.

Nach wie vor kämpft Frankreich um den Besitz von Elsaß-Lothringen; Italien um das Trentino und die Adria, und England um die Behauptung von Aegypten und den Besitz Mesopotamiens und Palästinas, Gebiete, die es dem Türkenreiche abgliedern will, um die Landverbindungen nach Indien nicht außerhalb seiner Kontrolle zu lassen. „Es ist gar kein Darandenken, daß wir Aegypten aus der Hand geben werden," konnten wir noch dieser Tage vom englischen Ministertische aus hören. (Balfour.)

Zu den Sonderzielen der drei großen Ententevölker, die sozusagen ihre Dominante in der Schwächung bis zur Nieder-

werfung Deutschlands und seiner Bundesgenossen finden, tritt ein gemeinsam von der Koalition aufgestelltes, stets als unabänderlich betontes Kampfziel, nämlich die Wiederherstellung Belgiens als selbständigen und unabhängigen Staat. Ferner wird zu den Zielen der Koalition im weiteren Umfange gerechnet werden müssen die Forderung Amerikas, daß die innerpolitischen Verhältnisse in Deutschland sich in einer Weise gestalten, die Deutschland geeignet erscheinen lassen, einem Völkerbunde beizutreten und daß dieser Völkerbund seine Aufgabe in der Begrenzung der Rüstungen zu Land, zu Wasser und in der Luft und die Lösung von Streitigkeiten durch schiedsgerichtliches Verfahren finden. Bekanntlich ist die deutsche Regierung diesem letzteren Gedanken in der Note an Papst Benedikt vom 19. September v. J. zustimmend gegenübergetreten.

Hinsichtlich der Frage, über die es nach dem Worte des Staatssekretärs des Auswärtigen Amts kein Verhandeln gibt, die Rückgabe Elsaß-Lothringens an Frankreich, scheinen die Kriegsziele Frankreichs, Englands und Amerikas nicht vollkommen in einer Linie zu laufen. Während für Frankreich die Frage von Sieg oder Niederlage mit der Frage Elsaß-Lothringen steht und fällt, ist ihre Lösung für Frankreichs Bundesgenossen mehr eine Ehren- und Prestigefrage; denn die Freundschaft wird aller Voraussicht nach in die Brüche gehen, wenn die Bundesgenossen sich nicht als stark genug erweisen, den Franzosen zum Ziele ihrer Sehnsucht zu verhelfen. Sehr auffällig wurde, sicherlich auch in Frankreich, bemerkt, daß England in seiner letzten Ministerkundgebung über diesen Gegenstand nur noch die Forderung erhob, daß die Rückerstattung der verlorenen Provinzen an Frankreich in „Wiedererwägung" (reconsideration) gezogen werden solle.

Die Rede des Herrn Reichskanzlers hat auch noch in einer anderen Frage Klarheit geschaffen: „Wo die Heuchelei zur zweiten Natur geworden ist, wo die Unwahrhaftigkeit sich bis zur Brutalität gesteigert hat, da scheitert jeder Versuch verständiger Auseinandersetzung."

Es ist eine irrige Meinung, wenn man glaubt, daß mit den Westmächten geheime Verhandlungen angebahnt gewesen seien, mit deren Ergebnis eines schönen Tages die friedliebende Welt überrascht werden könnte.

Noch lebt die Hoffnung auf das fühlbare Eingreifen Amerikas bei den Völkern, die die Hoffnung, sich aus eigener Kraft so herauszureißen, daß sie das ewige Siegesgeschrei wahr machen könnten, begraben mußten. Lord Kitchener war kein schlechter Prophet, als er gleich zu Beginn des Krieges diesem eine lange Dauer verhieß (nicht unter 3 Jahren), und als er das bange Wort aussprach, von dem wir nur die auf

seine Landsleute berechnete Wirkung vom „Krieg gewinnen" beanstanden wollen: „England könne ohne die Mitwirkung Amerikas den Krieg niemals gewinnen." Würde man nicht mehr auf die Amerikaner und ihre Hilfe hoffen, — so gäbe es wohl für die Westmächte keinen Ausblick mehr, der sie noch zur Weiterführung des Kampfes verleiten könnte. Wieweit solche Hoffnungen aber einen Hintergrund haben oder Luftspiegelungen sind, das ist ein Gebiet, bei dem meine Zuständigkeit aufhört, ins einzelne zu gehen. Die Politik kann nur und muß auf alle Fälle mit dieser Ententehoffnung als mit einer Realität rechnen, um so mehr als sie zurzeit wenigstens noch nicht auf wesentliche Gegenwirkungen, die etwa in einer allgemeinen Friedensneigung der Völker Nordamerikas gefunden werden könnten, zählen kann. Wir sind ohne jede Grundlage darüber, ob Präsident Wilson, der fraglos den Kriegswillen in Amerika verkörpert, pazifistischen Ideen in einem Grade geneigt ist, daß sie zur Verständigung führen könnten. Wir müssen dieses Wort „Verständigung" Amerika gegenüber nun einmal gebrauchen, da es auch dem kühnsten Draufgänger klar sein wird, daß Amerika nicht von uns niedergekämpft werden kann, ebensowenig wie der Präsident niemals das Schicksal der Kriegsfanatiker in den anderen Ländern teilen wird, möglicherweise eines schönen Tages von der Bildfläche weggefegt zu werden. Bis es also zur Verständigung kommt, die, wie wir bei Rußland gesehen haben, eine Folge des Zwanges geworden ist, muß, wenn nichts Unvorhergesehenes dazwischentritt, die Entscheidung wiederum dem Waffengang überlassen werden, der neuerdings auf der westlichen Front in voller Stärke eingesetzt hat, wobei wir zuversichtlich hoffen, daß die Würfel wiederum zu unseren Gunsten fallen werden wie bisher. Als ich den gestrigen Heeresbericht las, kam mir ein Wort des kürzlich verstorbenen Militärschriftstellers Major Mohrat in Erinnerung, der damals, als wir so sehr von den Engländern bedrängt waren, ungefähr sagte: „Es würde immer ein Stachel bei uns zurückbleiben, wenn der Krieg zu Ende ginge, ohne daß wir noch einmal den Stiel umgedreht und die Engländer zurückgeworfen hätten, wie sie uns damals zurückdrängten."

* * *

Ich komme zum Schluß!

„Berechnungen" haben, wie wir ja zugeben müssen, in diesem Weltkrieg nur zu häufig getrogen. Diesem Passivposten steht aber unleugbar der Aktivposten gegenüber, daß das Unvorhergesehene oftmals in ausschlaggebender Weise das Spiel beeinflußt hat; daß Ereignisse, die keine Menschenseele vorwegnehmen konnte, zu einer Wendung geführt haben, die allem Kalkül gespottet hat. Das haben wir anschaulich

bei den Vorgängen in Rußland gesehen, von denen ich eingangs ausführlicher gesprochen habe. Wir dürfen natürlich nicht mit einer Neuauflage solcher Vorgänge in anderen Ländern *rechnen*; aber wir dürfen auch nicht sagen, daß sie ganz und gar außer dem Bereich der Möglichkeit liegen. Die Geschichte, die große Lehrmeisterin, hat noch kaum eines ihrer Bücher über einen langdauernden großen Krieg der Weltgeschichte geschrieben, bei dem nicht durch Personenfragen, durch Kabinettswechsel, durch innere Fragen, in einem der kriegführenden Länder Wechselfälle eingetreten sind, die das Gewicht einer Entscheidung hatten. (Hinweis auf Parallele des Siebenjährigen Krieges; Rußland erst Feind, dann Freund, bis Schlacht bei Burkersdorf, Ausnutzen der Konjunktur.) Wir *bauen* nicht, wie gesagt, auf solche Wechselfälle, wir müssen aber grundsätzlich annehmen, daß es das Los der Politik ist, ihnen unterworfen zu werden, weil es zum Wesen der Politik gehört, nicht stabil zu sein. Worauf wir hoffen dürfen, ist nur unsere Kraft, durchzuhalten in diesen letzten Zuckungen eines unvergleichlichen Völkerringens, wie wir es bisher getan, und — es sei mir vergönnt, ein Wort dafür einzulegen — *auf unsere Fähigkeit, die Wechselfälle, die noch im Schoß der Zeiten liegen, so auszunutzen, daß sie uns zum Heil gereichen.*

Ich habe versucht, Ihnen am Zusammenbruch des russischen Reiches in unseren Tagen zu zeigen, welche Rolle das Unvorhergesehene in der Weltgeschichte spielt. Ich bitte Sie, auch darauf hinweisen zu dürfen, welches Fazit aus diesem Unvorhergesehenen gezogen worden ist:

Wer sich in den Folgen der russischen Umwälzung gründlich geirrt hat, das waren *nicht wir*, sondern unsere Feinde, und wer die Wirkungen dieser Revolution richtig eingeschätzt und ausgenutzt hat, zum politischen Gewinne, das waren nicht die Franzosen und die Engländer, sondern *wir*. Lassen Sie uns daher die Hoffnung hegen, daß wir unter einem günstigen Stern stehen und lassen Sie uns Vertrauen zu der Zukunft fassen. Mit dem Gedanken „wir können's nicht" oder „wir werden es doch nicht können" rauben wir uns unbewußt die besten Kräfte und Säfte; mit einem herzhaften *Vertrauen*: „nun wird es gehen," das das deutsche Volk ja vollberechtigterweise in so hohem Grade der deutschen Strategie und Heeresführung entgegenbringt, und das ich bitte, auch auf die politische Führung auszudehnen, ist aber eine Kraft ausgelöst, deren Fluidum auch auf die zum Handeln Berufenen zurückwirkt.

Druck der Otto Elsner A.-G., Berlin S 42, Oranienstraße 140—142.